



Durch die schneidend kalte Auvergne wanderte Thomas Knubben auf den Spuren Hölderlins nach Bordeaux.

SENY/FEDEPHOTO

## Wanderer-Phantasie

Thomas Knubben begibt sich auf Hölderlins Spuren nach Bordeaux

**Beatrice Eichmann-Leutenegger** · Im Winter 2007 unternahm der Ludwigsburger Kulturwissenschaftler Thomas Knubben eine Wanderung von Nürtingen nach Bordeaux: auf den Spuren Hölderlins, der seinerseits im Dezember 1801 aufgebrochen war und während acht Wochen westwärts wanderte, um eine Hofmeisterstelle in der Stadt am Atlantik anzutreten. Wie die Jakobspilger erhoffte sich Thomas Knubben von seiner «Winterreise» eine Erleuchtung, ist doch Hölderlins Reise vom Geheimnis umwittert. Denn nach kurzer Zeit hat der Dichter Bordeaux wieder verlassen und ist im Juni 1802 völlig zerrüttet in der Heimat eingetroffen. Was hatte ihn derart aus der Bahn geworfen, dass sein Anblick die Freunde erschreckte?

### Atlantische Weite

Auch Thomas Knubben gelingt trotz intensiven Recherchen die Aufdeckung nicht. Doch wo bliebe angesichts gelüfteter Geheimnisse der Reiz der Fragen und Ahnungen? Gerade sie aber haben Thomas Knubben zu seinem Unternehmen angestiftet. Mit suggestiver Kraft bezieht er die Lesenden in seine Überlegungen ein, nimmt sie mit auf seine Wanderung über die Schwäbische Alb, durch den Schwarzwald, via Brassburg, Lyon und die schneidend kalte Auvergne, bis sie mit ihm auf dem Pont de Pierre stehen und vor sich die Silhouette der stolzen Handelsmetropole an der Gironde sehen. Welch ein visionärer Ausblick für einen, der damals in den schmalen Häusern Nürtingens aufgewachsen war, im Tübinger Stift geschmachtet hatte und nun hier die Brise des Ozeans witterte, die atlantische Weite, ja: die Unendlichkeit. Ganz im Bann von Knubbens verführerischen Schilderungen stehend, glaubt man als Leserin oder Leser, mit den Augen Hölderlins sehen zu können.

Die Qualität dieses Buches, dem der Autor mit Recht den Schubert-Titel «Winterreise» mitgegeben hat, haftete doch auch dem Wanderer Höl-

derlin das Stigma des Fremdseins an, liegt in der ausgeklügelten Balance. Weder ist sein Text blosser Erfahrungsbericht, noch versteht er sich als wissenschaftliche Darstellung. Vorerst lässt uns Thomas Knubben an den elementaren Erfahrungen eines Wanderlebens teilnehmen, an den Sorgen um die nächste Unterkunft, das Essen und Trinken und immer wieder um den «Bruder Esel», die Gesundheit nämlich, die ihm Streiche spielt. Vielerlei Einschränkungen muss Knubben hinnehmen, der aber auch auf die nötige Portion Humor und Selbstironie zurückgreifen kann. Anregendes vernehmen wir zur Topografie der durchwanderten Landschaften, Städte und Dörfer, und an passender Stelle lässt Knubben den Dichter selbst sprechen oder setzt Zeugnisse seiner Zeitgenossen ein.

So entsteht ein lockeres Textgewebe, leicht lesbar wie lust- und erkenntnisfördernd. Scheinbar beiläufig korrigiert sich in physischer Hinsicht das Hölderlin-Bild: Wer eine solche Wanderung in der strengsten Jahreszeit und bei diesem Marschtempo auf sich nahm, musste über eine solide Konstitution verfügen haben. Dabei hatte Hölderlin seine Reise in schlechter psychischer Verfassung angetreten, waren doch zuvor viele seiner Unternehmungen gescheitert; so hatte er etwa die Stelle als Hauslehrer im thurgauischen Hauptwil nach kurzer Zeit im Frühling 1801 wieder verlassen müssen. Überhaupt war er seit seiner Verbannung aus dem Haus des Frankfurter Bankiers Gontard (1798), dessen Gattin Susette Hölderlins unsterbliche Diotima wurde, ein ruheloser Wanderer.

Als Glanzlichter stellen sich die kulturgeschichtlichen Essays innerhalb des Textes heraus. Was Thomas Knubben über den politisch bedingten Wandel der Hölderlin-Rezeption anführt, etwa die Vereinnahmung seines Werks durch die Nazi-Ideologie und die neue Sicht, wie sie der französische Germanist Pierre Bertaux entworfen hat, liest sich spannend. Und ebenso fesselt er mit seinen Ausführungen zu Bordeaux' reicher Kaufmannschaft,

zu der auch Hölderlins Arbeitgeber, der Weinhandlender und hamburgische Konsul Daniel Christoph Meyer, gehörte. Prägnant stellt er die Rolle der Stadt im Sklaven- und Kolonialhandel während des ausgehenden Ancien Régime heraus und skizziert die konfessionelle Situation. Bordeaux' merkantile Erfolge scheinen auf dem Zusammenspiel zwischen deutschen protestantischen Kaufleuten und französischen Hugenotten, die in dieser Stadt eine Zuflucht fanden, zu gründen; sie ergäben ein Paradebeispiel für Max Webers Thesen.

### Lebhafter Handelsverkehr

Zur Zeit von Hölderlins kurzem Aufenthalt im Frühling 1802 hatte Bordeaux, die Keimzelle der gemässigeren Girondisten, gerade erst die Wirren der Französischen Revolution überstanden, und auch der Handelsverkehr hatte sich seit dem erfolgreichen Sklavenaufstand von 1791 in St-Domingue, dem heutigen Haiti, nachhaltig verändert. Lebhaftige Verbindungen aber herrschten in Bordeaux weiterhin zwischen den aus Hamburg, Frankfurt, Bremen oder Magdeburg zugezogenen Kaufleuten und den heimatlichen Städten in Deutschland. An dieses Kommunikationssystem knüpfen Knubbens Mutmassungen an, Hölderlin könnte in Bordeaux von der Erkrankung Susette Gontards gehört haben und daher überstürzt von Bordeaux aufgebrochen sein, vielleicht sie gar in Frankfurt noch besucht haben, bevor sie am 22. Juni 1802 starb. Knubben ist allerdings nicht der Erste, der diese Vermutung äussert.

«O du Teilhaber meiner Leiden», lässt der Dichter die Geliebte in seiner Ode «Wenn aus der Ferne» klagen. Auch Thomas Knubbens Fährtenbuch vermittelt eine bewegende Teilhabe an Hölderlins Schicksal.

Thomas Knubben: Hölderlin. Eine Winterreise. Verlag Klöpfer & Meyer, Tübingen 2011. 256 S., Fr. 28.50.

## HINWEISE AUF BÜCHER

### Lemminge unserer Zeit

**jkf.** · Ketil Bjørnstad zeichnet in seinem neuen Roman das ganz und gar heutige Porträt einer norwegischen Mittelstandsfamilie. In der allgegenwärtigen Krise steht der auf die sechzig zugehende Arzt Thomas Brenner auch persönlich vor dem Abgrund, sei es beruflich, sei es in seiner Eigenschaft als Vater, Sohn und Ehemann. Eingeklemmt zwischen den Generationen, muss sich der Familienmensch eingestehen, dass es ihm nicht gelungen ist, seine erwachsenen Töchter zu selbständigen Menschen zu erziehen. Annika und Line wissen ihre Talente nicht richtig einzuschätzen, haben kindliche Angst vor dem Tod und stopfen sich mit Essbarem voll. Eltern und Schwiegereltern wiederum werden immer hilfloser. Aber damit nicht genug: Jüngst hat Brenner bei seiner Frau einen Knoten in der Brust ertastet, doch als er sich endlich dazu durchringt, mit ihr über diese Entdeckung zu sprechen, weicht sie dem Thema ängstlich aus. Er selber leidet an Kammerflimmern, das sich im Romanverlauf zur ernststen Bedrohung auswächst – spätestens, als die Familie zu einer Vergnügungsreise in Chicago eintrifft, der Stadt Saul Bellows, des von Elisabeth Brenner verehrten Schriftstellers. An dessen Romanen beeindruckt ihren Mann vor allem die Unfähigkeit der Figuren, «ihre Grenzen zu erkennen». Bjørnstad treibt das Katastrophenszenario erbarmungslos auf die Spitze. Dabei fehlt es seinem Helden keineswegs an Einsichten, sowohl bezüglich der Familie als auch der Gesellschaft. Aber innere wie äussere Zwänge sind stärker als die Erkenntnisse des Grüblers. So erzählt das Buch realistisch solide und mit dramaturgischem Geschick, sprachlich allerdings eher flüchtig, am Beispiel der Familie Brenner vom Lemmingverhalten unserer Zeit.

Ketil Bjørnstad: Die Unsterblichen. Roman. Aus dem Norwegischen von Lothar Schneider. Insel-Verlag, Berlin 2011. 303 S., Fr. 28.50.

### Psychoboom und Selbstführungskompetenz

**uha.** · Eine als «beratungsresistent» titulierte Person gilt dem Titulierenden als Dickkopf, der keiner Kritik zugänglich ist. Doch vielleicht rührt dessen Sturheit schlicht daher, dass er sich zu viel hat beraten lassen. Wir leben nämlich, meinen manche Soziologen, in einer Beratungs- oder Therapiegesellschaft: Wer ein Problem hat (Finanzen, Sex, Gesundheit usw.), soll sich beim Experten Rat holen; es gibt ihn, gegen Entgelt, für jede Lebenslage. Ein sozialwissenschaftlicher Sammelband erhellt nun die Anfänge dieses omnipräsenten Beratungsimperativs, die offenbar in die 1970er Jahre zurückreichen. Der damalige «Psychoboom» sei Folge und konstitutives Element politökonomischer Veränderungen gewesen, schreibt die Mitherausgeberin Sabine Maasen, Soziologin an der Universität Basel. Jene Therapeutik habe sich «emphatisch mit einem Projekt der Aufklärung verbunden», dem es um «nicht weniger als die «Befreiung» des «wahren Selbst» gegangen sei. Davon kann heute keine Rede mehr sein. Die Ratgeber versprechen zwar ein besseres oder glücklicheres Leben, doch dieses ergibt sich nicht durch eine Befreiung des Selbst (wovon auch immer), sondern durch dessen «proaktive» Anpassung an die gegebenen Bedingungen. Mit Michel Foucaults Gouvernementalitäts-Theorem argumentiert Maasen, dass der Mensch im Neoliberalismus via Beratung zur Ausbildung einer «Selbstführungskompetenz» angehalten werde. Während er glaube, sich in seinem und im Interesse des Gemeinwohls helfen zu lassen, arbeite er an seiner Selbstregierung. Will heissen: Die Individuen unterwerfen sich selbst, was der Regierung zupasskommt. Da ist guter Rat wahrhaft teuer.

Sabine Maasen, Jens Elberfeld, Pascal Eitler, Maik Tändler (Hg.): Das beratene Selbst. Zur Genealogie der Therapeutisierung in den «langen» Siebzigern. Transcript-Verlag, Bielefeld 2011. 316 S., Fr. 43.90.

## Ein Totentanz

Volker Brauns Erzählung «Die hellen Haufen» ist ein bitter-schöner Abgesang auf Zeiten klarer Kampfzonen

**Angelika Overath** · Der Text beginnt mit einer Enttöchterung: «Der Aufstand, von dem hier berichtet wird, hat nicht stattgefunden.» In der neuen Erzählung von Volker Brauns soll es nicht darum gehen, was tatsächlich geschehen ist in den Jahren nach der Wende, dem Beginn des Verschwindens der DDR, sondern um die Wahrheit dessen, was «denkbar ist». Oder eben fabulierbar. Es geht um «die alte Lust zu handeln». Und für einen, der schreibt, ist fraglos auch der Text eine Tat, eine Rebellion und ein Vergnügen. Immer wieder kommentiert der Autor den Fortlauf seiner Geschichte wie den Verlauf einer Schlacht und kommt am Ende auch in ihr vor: «Einer aus dem Vogtland, Brauns, rief im Jähzorn Gewalt, Gewalt, und es war nicht klar, wollte er sie konstatieren oder ausrufen.» Zunächst aber hebt der Autor programmatisch an: «Ich beginne wie ein Narr mit den Fakten.» Volker Brauns geht zurück in den Sommer 1993, als im thüringischen Kalibergwerk Bischofferode

(im Text heisst der Ort «Bitterrode») vierzig Bergleute in den Hungerstreik traten. Die Treuhandlungsgesellschaft hatte beschlossen, das Werk stillzulegen, da es aufgrund einer Fusion der Mitteldeutschen Kali AG mit der Konkurrenz aus dem Westen nicht mehr zu halten gewesen sei. Mit diesem historischen deutsch-deutschen Glutkern wagt Volker Brauns nun eine ungeheure Kontrafaktur. Er nimmt Elemente aus dem Bauernkrieg (die Zusammenrottung der «Haufen») wie aus der Arbeiterbewegung der 1920er Jahre und unterlegt sie seinem neu und grossartig erfundenen Aufstand der Bergleute, die nach dem Hungerstreik unter der Parole «Keine Gewalt» nach Berlin ziehen und später (ganz gegen die geschichtliche Wahrheit) Zulauf von Hunderttausenden bekommen, bis sie auf den giftigen Abraumhalden einen ebenso blutigen wie erfolgreichen Kampf führen und sich am Ende doch mit einer lächerlichen Abfindung zufriedengeben müssen.

Das ist ein üppiger, schrecklicher Karneval und Totentanz, in dem Persönlichkeiten der Nachwendzeit (Pfarrer und Bürgerrechtler Schorlemmer als Schurlamm; der ermordete Treuhandchef Rohwedder als Rohwetter; Brandenburgs Sozialministerin Regine Hildebrand als Mutter Courage Hildebrand) ebenso auftreten wie alte Helden der Geschichte (Thomas Münzer als Minzer und der Kommunist und Arbeiterführer Max Hoelz unter seinem heute vielleicht vergessenen richtigen Namen). Die «Zwölf Artikel von Memmingen» (1525), die erste Niederschrift von Menschen- und Freiheitsrechten, werden umgeschrieben zu «Die Mansfelder Artikel von den gleichen Rechten aller», und ewig lockt dazwischen das Weib in Gestalt der treuen Kumpelgattin Barbara oder der leidenschaftsbereiten Ehebrecherin Hanna.

Die Geschichte hat einen Sog und ist spannend zu lesen, getränkt von der Atmosphäre frühneuzeitlicher Lebenswelt mit einem Schuss von proletari-

schem Arbeitskampf und deutscher Romantik. Da sitzen die Aufständischen nun in einer blauen Höhle, einer «Märchenhöhle», die sie sich als konspirativen Versammlungsort ausgesucht haben: «Stratigraphisch ergehe man sich im Basal- und Sangerhäuser Anhydrit, die alten Schicht- und Klufflächen seien mit Marienglas verheilt. – Dieses wundersame Glas war es, das die Versammlung bestaute, dieser verärdete und verästelte Glanz, der im Licht der Taschenlampen aufschien.» Das hätte Novalis gefallen: Wo gehen wir hin? Immer nach Hause. Aber das 21. Jahrhundert kennt das heimatische (und patriarchalische) Ethos des sicheren Arbeitsplatzes nicht mehr. So ist «Die hellen Haufen» auch ein bitter-schöner Abgesang auf Zeiten klarer Kampfzonen und die (im Nachhinein) solidarisch heilere Welt der Knechte und Kumpel.

Volker Brauns: Die hellen Haufen. Erzählung. Suhrkamp-Verlag, Berlin 2011. 97 S., Fr. 23.90.